

Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 53 (1974)
Heft: 12

Artikel: Gibt es eine arabische Nation?
Autor: Reventlow, Rolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-338905>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gibt es eine arabische Nation?

Rolf Reventlow wurde in München geboren und schloss sich nach dem Ersten Weltkrieg der Arbeiterbewegung an, die ihn zum politischen Journalismus führte. Er war Mitarbeiter vieler gewerkschaftlicher und politischer Zeitschriften. Im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte er als Bataillonskommandant gegen Franco. Darauf wirkte er als Redaktor des «Alger Soir» in Alger, und er ist gerade deshalb besonders kompetent, zur Frage der «arabischen Nation» Stellung zu nehmen. Nach zwanzigjährigem Exil kehrte er nach Deutschland zurück und wurde in München Sekretär der SPD und ihr stellvertretender Vorsitzender. Sein neuestes Werk: «Spanien in diesem Jahrhundert» (vgl. «Profil» 7/8/1968). R. L.

Oftmals ist von der «Arabischen Nation» in den Verlautbarungen der arabischen Staaten die Rede. Meist handelt es sich dabei um Fragen allgemeiner Natur, in denen man eine einheitliche Stellungnahme der arabischen Staaten anstrebt, aber selten oder nie erreicht. Zweifellos gibt es – im europäischen Sinne gesprochen – diese arabische Nation nicht, sondern arabische Völker. Zudem sind die arabischen Staaten von – mitunter bedeutsamen – Minderheiten durchsetzt. Und nicht einmal die Religion ist ihnen gemeinsam. Die Maroniten sind arabische Christen in Syrien, Jordanien und Israel, die Kopten sind – es gibt auch amharische Kopten in Äthiopien – christliche Ägypter. Zweifellos überdeckt die islamische Religion und die ihr entsprechende Kirchensprache, das sogenannte Koranarabisch, viele Gegensätzlichkeiten von Herkunft, Rasse und Gegend. Aber diese Differenzierungen bestehen dennoch, so beispielsweise zwischen den schwarzen und den weissen Mauretaniern der «Islamischen Republik Mauretaniens». Diese Republik dürfte eigentlich gar nicht existieren, denn an der Schwelle der Unabhängigkeit reklamierte Marokko dieses Gebiet für sich. Doch die Eigenständigkeit Mauretaniens hat sich durchgesetzt, der Prozess des Erwachens der geschichtslosen Nationen, von denen Otto Bauer einst sprach, hat hier begonnen. Er hat auch im Sudan begonnen. Es ist bekannt, dass es einen sudanesischen inneren Konflikt gab, der zu einem viele Jahre dauernden Bürgerkrieg führte. Der staats- und nationsbildende – islamische – Norden dieses südlichen Landes behandelte die Bewohner der Provinzen des tiefen Südens als Untertanen, wollte ihnen die Sprache und die Religion aufzwingen. Das ist nicht gelungen. Die Bewohner der Südprovinzen organisierten sich militärisch, widerstanden und erreichten schliesslich eine modifizierte Integration mit weitgehenden autonomen Rechten. Aber auch nach Norden vollzog und vollzieht sich noch eine Abgrenzung, die vor nicht allzu langen Jahren noch problematisch erschien. Es gab, als Ägypten seine antimonarchische Revolution vollzog, nicht wenige Anhänger einer Union mit Ägypten im Sudan. Seit-

her hat sich das sudanesische, nun, sagen wir Staatsgefühl, entwickelt, entsteht – langsam – die sudanesische Nation. Der Versuch Ägyptens, mit Syrien eine «Vereinigte Arabische Republik» zu begründen, ist schon fast vergessen. Er scheiterte an der Tatsache allzu grosser Verschiedenheit in Struktur und der Ideologie des jeweiligen «Sozialismus», den man in Kairo oder in Damaskus anstrebt. Man berichtete erst kürzlich, der syrische Staatschef Assad habe zu Kissinger gesagt: «Ja, Sadat hat es leicht in Ägypten. Er kann tun und lassen, was ihn gut dünkt. Ich muss mit der Baath-Partei verhandeln . . .» Diese Baath-Partei gibt es in Syrien und im Irak. In beiden Fällen entwickelt sie eigenständige Vorstellungen eines arabischen Marxismus, der sich nicht unwesentlich vom Sozialismus der ägyptischen «politischen Klasse» unterscheidet. Völlig anders ist das Nachbarland Libanon beschaffen, in dessen Bereich verschiedene Religionen und Riten selbständige Gemeinschaften bilden, die von der gemeinsamen arabischen Sprache nur unzureichend verbunden wird. Dennoch bilden all diese ethnisch-religiösen Gruppen eine Nation, die nach einem sorgsam kombinierten Mischsystem im Parlament regiert wird. Es gibt Krisen, aber man überwindet sie. Anders im Irak oder auch in Syrien, wo die Krisen meist auf militärische Art gelöst zu werden pflegen. Anders, ganz anders ist das System im haschemitischen Königreich Jordanien, dessen Beduinen-König es sich – als einziger – leisten konnte, mit Waffengewalt gegen die bewaffneten Palästinenser vorzugehen. Er lebt und regiert – überaus geschickt – stets haarscharf an der vielzitierten arabischen Solidarität vorbei. Sein Rückhalt sind die Beduinen, die den Grossteil seiner Armee bilden. Das absolute Königreich Saudi-Arabien lebt in einem Übergangsstadium vom Mittelalter, ebenso wie die Scheichtümer am Persischen Golf. Der Einbruch der modernen Technik und Wirtschaft in die alte Naturalwirtschaft der Beduinenländer, Arabien und der Scheichtümer geschah hier anders als beispielsweise im arabischen Westen. Das Öl war zuerst eine Konzession und diente der Bereicherung der Potentaten. Heute haben sie im zunehmenden Kontakt mit europäisch-amerikanisch-japanischer Technik ein politisches Mittel zur Modernisierung ihrer Länder gewonnen, während der Libanon vom Handel und den Geldgeschäften eines grossen Teils der ostarabischen Länder lebt, und Syrien sich handwerklich-technisch zu entwickeln sucht. Sprechen nun diese Araber alle die gleiche Sprache? Natürlich nicht. So wie sich in Europa aus dem Vulgär-Lateinischen die verschiedenen Formen der romanischen Sprachen entwickelten, ist auch das gesprochene Arabisch von Land zu Land verschieden, in Aussprache und Syntax. Erst auf der gebildeten Ebene entwickelt sich so etwas wie eine moderne arabische Schriftsprache, deren Zentrum der Libanon, Ägypten und Syrien sind. Stark ist der sprachliche Einfluss der Ägypter in Libyen. Durch das Öl reich geworden, hat man sie ins Land gerufen, um das Lesen und Schreiben zu verbreiten. In diesem Lande, das auf

1 760 000 km² ganze zwei Millionen Einwohner zählt, fehlt es an allem, aber nicht am Geld. Praktisch besteht es aus drei voneinander durch die Wüste getrennten Landesteilen, von denen der Fezzan im Süden noch in biblischen Lebensformen dahinlebt. Zählt nun Libyen zum Osten oder zum Westen der arabischen Welt? Die Frage ist umstritten.

Der Oberst Khadafi, dessen Temperamentsausbrüche ebenso unberechenbar sind wie seine, nun, sagen wir aussenpolitische Orientierung, ist aber ein Meister demagogischer Aufputschung national-arabischer Gefühle. Binnen kurzer Zeit hat er bereits, stets in Überraschungstaktik, drei verschiedene Fusionsangebote seines Landes begonnen, im Osten mit Ägypten, im Westen mit Tunesien und – neuerdings – im Süden mit dem nicht-arabischen Tschad. Im letzten Fall hat er sich etwas Neues ausgedacht. Er hob ganz einfach die Grenze zwischen beiden Ländern auf. Das bedeutet nicht sonderlich viel, denn Pisten und Grenzposten gibt es nur wenige. Eine Invasion von Libyern in den Tschad ist sowenig wahrscheinlich wie umgekehrt. Es ist schwer auszumachen, was er damit bezweckt. Anders, und sehr viel klarer, war das Fusionsangebot mit Ägypten, unterstützt von einer vieltausendköpfigen Karawane – in Autos und Autobussen und nicht mit Kamelen – von Libyern, die einen Ausflug nach Kairo als angenehme Abwechslung empfanden. Man stoppte sie, teils mit militärischer Gewalt, teils mit gutem Zureden. Man kann dieses Abenteuer mit europäischen Begriffsvorstellungen nicht erklären. Wir haben ja – und seit geraumer Zeit – Nationalstaaten, wenn es auch einen dauernden Streit darüber gibt, ob die deutsche Nation eine – ideelle – Einheit darstellt oder sich in zwei Nationen aufteilt, die sozialistische und die kapitalistische. Sicher ist, dass Khadafi in diesem Fall an die nicht sonderlich klare Zielvorstellung der Arabischen Nation anknüpft, und seine Untertanen für diese Zielvorstellung zu begeistern in der Lage war. Doch von der Nähe besehen sah die Sache ein wenig anders aus. Einige Zeit zuvor hatte er Gelegenheit, vor der Vereinigung ägyptischer Frauen zu sprechen. Das ergab keine Erfolgsmeldung für ihn. Er gab sich nämlich Mühe, die – emanzipierten – ägyptischen Frauen von der Minderwertigkeit der Frau zu überzeugen, und stieß damit auf erheblichen Widerspruch. In Libyen hält man sich an Koranvorschriften, die dem Mann vier Frauen zugestehen. In Ägypten aber ist die Einehe modern geworden. Kein Zweifel, dass man zudem in Ägypten wenig Neigung zeigt, die mittelalterliche Strafe des Handabhackens¹ für Diebstahl wieder einzuführen. Und ausserdem fragte man sich – vom Streit um die Kriegführung und die Frage des Waffenstillstands –, wer denn nun dann das Vereinigte Arabische Reich regieren, wer eine eventuell zu vereinigende Streitmacht kommandieren soll? Lebensstil und Ge-

¹ Wie in Saudi-Arabien soll diese Strafe jedoch nicht mehr durch Abhacken mit dem Beil und Eintauchen des Stumpfs in siedendes Öl, sondern ganz «modern» durch einen Chirurgen vorgenommen werden . . .

wohnheiten haben sich im modernen Ägypten erheblich gewandelt. Sie auf gleich mit libyschen Sitten zu bringen, dürfte ein kaum realisierbares Unterfangen sein. In Ägypten spricht daher niemand mehr von der Fusion. Nicht minder stark erwachte – und dies sehr viel akzentuierter – das tunesische Nationalgefühl, als der grosse, alte, sehr alte Mann Tunesiens, Habib Bourguiba, ein Abkommen mit Khadafi unterzeichnete, um die beiden Staaten zu fusionieren. Macher dieses Überraschungstreicks war der Aussenminister Masmudi. Wenn man diesen Fall zurückverfolgt, möchte man an eine Operette glauben. Am 12. Januar trafen sich die beiden Staatsmänner auf der Insel Djerba und unterzeichneten das Dokument, das die neue «Vereinigte Arabische Islamische Republik» begründen sollte. Tunesiens Ministerpräsident Hedi Nuirra erfuhr davon . . . in Paris auf der Rückreise aus Teheran am 13. Januar. Nach Tunis zurückgekehrt, veranlasste er zuerst einmal die Entlassung Masmudis als Minister und meinte dann bedächtig, zuerst müsse einmal die gesetzliche Grundlage für das Referendum, von dem im Abkommen die Rede war, geschaffen werden. Als dann Bourguiba in die Schweiz fuhr, um sich dort einer Kur zu unterziehen, kam auch Khadafi in Genf angeflogen. Er fand aber einen anderen Bourguiba vor, der tausendundeinen Grund hatte, nichts zu übereilen, so wie der Regierungschef Nuirra dann im tunesischen Parlament sagte, eine Grundsatzklärung stelle noch kein internationales Übereinkommen und natürlich erst recht keinen Vertrag zwischen zwei Staaten dar. Gleichzeitig erklärte einer der alten Herren der Destur- (Verfassungs-) Partei, Beschir Zarg Layun: «Sollen wir unseren Namen, unsere Nationalfahne und unsere Souveränität verlieren . . .?»

Woher dieser Widerstand und noch dazu gegen den «Obersten Kämpfer», wie der alte Bourguiba aus den Zeiten des Unabhängigkeitskampfes her genannt wird? Hier beginnt das Problem des Nationalbewusstseins. Libyen ist ein Land, das aus biblischen Sozialzuständen ins technische Zeitalter unmittelbar hinüberwechselte und der Arbeiterschaft in der Ölindustrie verhältnismässig günstige Arbeitsbedingungen bot, zudem durch die Verstaatlichung dieser Ölquellen glaubt, den Sozialismus bereits verwirklicht zu haben und ihn mit altislamischer Tradition koppelt. In Tunesien entstand die Unabhängigkeitsbewegung in den dreissiger Jahren aus der einheimischen städtischen Mittelschicht heraus, die ihre Inspiration aus Frankreich bezog, eine weitverzweigte und gut organisierte Partei begründete, die bereits Tradition hat und nicht bereit ist, abzutreten oder gar das Land institutionell zurückzuentwickeln. Das koranische wurde durch ein ziviles Eherecht ersetzt, das nur die Einehe zulässt, und der Staat kümmert sich energisch um die Geburtenkontrolle. Aber es hat zuviel Arbeiter, die gerne im benachbarten Libyen Arbeit in der Ölindustrie suchen. Libyen ist reich, und weiss nicht recht, wohin mit all dem Geld, das es für sein Öl kassiert. Das hat, neben einer gewissen all-arabischen Stimmungs-

lage, wohl auch der Ex-Minister Masmudi bestimmt. Neben dieser all-arabischen Stimmung gibt es aber auch eine maghrebische Stimmung. El Maghreb-el-Aarbi, der arabische Westen, das ist eine Zielvorstellung, die zumindest ebenso stark wirkt wie die all-arabische. Und die Trennungslinie zwischen Machrek – dem Osten – und dem Maghreb – dem Westen – liegt zwischen Libyen und Tunesien. Daher bezogen sich die Einwände, die man in Tunis alsbald gegen den – allzu einfachen – Vereinigungsplan mit Libyen erhob, auf den zuerst einmal zu verwirklichenden Plan der Schaffung eines einheitlichen Maghreb. Aber auch da gibt es Schwierigkeiten, in erster Linie durch die Existenz des monarchistisch regierten Marokko², das im Moment kaum mehr als Lippenbekenntnisse beitrug. Allen Staaten des Westens ist aber die noch immer starke französische Tradition gemeinsam. Ihre Einwohner sind auch keineswegs alle Araber, sondern vielfach Berber, die erst arabisieren, wenn sie in die Städte kommen. In Marokko rechnete man noch vor wenigen Jahren, dass die Hälfte seiner Bewohner berberische Dialekte spricht. Es gibt keine berberische Schriftsprache. Doch die gesprochene Tradition ist noch stark. Daher wirkt, insbesondere in Algerien, Französisch als Mittelsprache, besonders in der Kabylei und nicht minder bei den Tuaregs im fernen südlichen Hoggar, wo Verbotstafeln in drei Sprachen – und drei Schriften – zu lesen sind, Arabisch, Französisch und in der Sprache der Tuareg. Sie fühlen sich jedoch alle als Algerier. Ihr Nationalbewusstsein entwickelte sich im Laufe zahlreicher Aufstände seit dem vorigen Jahrhundert und im Befreiungskrieg. Es wäre verfehlt, das heutige Algerien demokratisch zu nennen. Aber an Initiativen, das Land zu entwickeln und die Landwirtschaft zu organisieren, fehlt es nicht, obwohl – angesichts des Bevölkerungsüberschusses – immer noch an die 400 000 Algerier ihr Brot in Frankreich verdienen. Man versucht nunmehr ernsthaft, das Unterrichtswesen zu arabisieren, stösst aber hier auf grosse praktische Schwierigkeiten, namentlich das Fehlen einer der gesprochenen Sprache adäquaten Schriftsprache. Sie muss eigentlich erst entwickelt werden, und wenn sie entwickelt wird, unterscheidet sie sich erheblich vom Arabischen der östlichen arabischen Welt. Ähnlich liegen die Verhältnisse in Marokko. Die tatsächliche Unterrichtssprache in Mittel- und Hochschulen ist immer noch Französisch. Auch die Literatur ist zu einem erheblichen Teil französisch. Und die Verwaltung bedient sich noch des Französischen.

Mit anderen Worten, es gibt keine arabische Nation als einheitlichen Körper oder auch nur Sprachgemeinschaft, sondern eine Vielfalt sich in verschiedenen Richtungen entwickelnden Völker, die sich mehr und mehr differenzieren, ungeachtet eines generellen arabischen Gemeinschaftsgefühls.

² Der Name «Marokko» kommt aus dem arabischen Maghreb.